

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Peter Baumann

Reise zum Sonnentanz

Indianer zwischen gestern und morgen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort

9

I *Vor der Ankunft des Weißen Mannes:*

Die Herren der Welt

13

II *Gegen Siedler und Soldaten:*

»Sioux!« – Ein Schrei des Schreckens

27

III *Voller Hoffnungen und Legenden:*

Das Tal der Sioux heute

37

IV *Nach dem Abschied von Pony und Büffel:*

Indianeruhren gehen langsam

47

V *Zwischen Ratlosigkeit und Zorn:*

Red Power will Unabhängigkeit

53

VI *Auf der Suche nach Geschichte:*

Von Regenmachern und Geistertänzern

57

VII *In der Schule des Weißen Mannes oder*

Wie man eine Kultur zur Strecke bringt

65

VIII *Von Fort Yates ins Land der Roten Wolke:*
Reise zum Sonnentanz
83

IX *Wenn man Indianern ein Chance gibt:*
Ein Volk sucht Anschluß an die Zukunft
105

Anhang

Zeittafel
119

Verwaltungsschema des BIA
130

Institutionen und Vereinigungen
für Indianer-Angelegenheiten
133

Quellenhinweise
134

Personen- und Sachregister
137

I Vor der Ankunft des Weißen Mannes:

Die Herren der Welt

»Als ich ein kleiner Junge war, beherrschten wir Sioux die Welt!« erinnerte sich Häuptling Sitting Bull einmal an die Jahre seiner Kindheit. Mit der Ankunft des Pferdes gewann sein Volk allmählich die Kontrolle über ein Gebiet, das die heutigen US-Staaten Wyoming, Montana, Norddakota, Süddakota, Teile von Minnesota, Nebraska und Kansas umfaßte. Es bedrängte die Stämme der Mandan, Arikara, Cheyenne, Crow und Pawnee. Als Pferde-Indianer beherrschten die sieben Dakota-Stämme bald das Land von Horizont zu Horizont – sie waren wirklich die Herren der Welt, die sie kannten, bis ein neuer Gegner auf den Plan trat.

Hans Domnicks »Traumstraße« hat Konkurrenz bekommen. Die Straße, die ich meine, ist nicht so lang wie die Panamericana, und ihre Route ist verschlungen wie ein Webfaden – doch verspricht sie wie die Traumstraße eine Reise, auf der der Wind des großen Abenteurers weht: Die »Straße der Abenteuer« soll in fünf klassischen Westernstaaten den Tourismus beleben. Ein brauner, reliefartig geschnittener Büffelschädel, auf dem sich Colt und Friedenspfeife kreuzen, begleitet die Abenteurer unserer Tage auf der Strecke durch eine Landschaft, von der die im Sommer 1968 in Nebraska gegründete »Old West Trail Foundation« sagte: »Sie ist größer als Europa und doppelt so aufregend.«

Wer eine Reise in jene Staaten plant, die zwischen dem Missouri und den Rocky Mountains, der kanadischen Grenze und dem North Platte River liegen, hat, neben anderen Zielen, auch die Begegnung mit Büffeln und Indianern im Sinn. Wyoming, Süddakota, Montana, Norddakota und Nebraska sind die Kulisse unzähliger Wildwestgeschichten. Hier war die Heimat der klassischen Prärieindianer, hier war die letzte Grenze der Pionierjahre Amerikas.

Als wir in Berlin unsere Reise in die Prärie vorbereiteten, hatten wir die Karte der »Old West Trail Foundation« vor uns liegen. Der Trail ist längst nicht mehr so rauh wie zu Zeiten der Planwagen, sondern eine Reihe breit angelegter Highways, die durch geschickte Routenplaner zusammengefaßt worden ist. Er folgt in weiten Strecken den alten Überlandwegen – hinein in den Westen unserer Romane und Legenden. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang verheißt er Hunderte landschaftlicher und historischer Höhepunkte. Vierzehn Indianerreservate und vier Nationalparks soll der »Old West Trail«-Fahrer in zwei Wochen auf der Strecke lassen – ein Sight-Seeing-Trip typisch amerikanischen Charakters. Wir beschlossen, den »Old West Trail« ein Stück zu befahren, aber langsam. Die Wirklichkeit links und rechts der Straße sollte dann in einer ganz anderen Sprache zu uns reden, als die illusionären Bildchen des Prospektes ahnen ließen.

Von Anfang an war unsere Reise ins Indianerland nicht als eine aparte Ferientour gedacht. Wir wollten die Verhältnisse der Indianer im heutigen Amerika erkunden, soweit und so gründlich das in zwei Monaten und nach langer Vorbereitung möglich ist.

Die USA-Reise ist heute kein Abenteuer mehr, sollte wenigstens keines mehr sein. Der Fremde ist jedenfalls in den unruhigen Straßen New Yorks, Chikagos und Washingtons, wo sich die Rassen Spannungen entladen, größeren Gefahren ausgesetzt als in den rauen Landschaften des Westens.

Von einem verschlafenen Nachtflug über den Atlantik gibt es nichts zu berichten. Nur das Finale über dem Kennedy-Airport in New York hatte es in sich. Schon bei der letzten Zwischenlandung in Gander (Kanada) hatte das Cockpit die Warnung vor einem Gewittersturm über New York erhalten. Als die Maschine in den »Warteraum« über dem Flughafen einflog, wurde sie von Sturmböen geschüttelt. Nach einem Flug von neun Stunden mußte die DC 8 mit ihrer übermüdeten Mannschaft und den Passagieren zwei Stunden in der Schlechtwetterfront kreisen. Als sie danach noch immer keine Landeerlaubnis erhielt, sagte der Kapitän an, daß er wegen Treibstoffmangels nach Philadelphia ausweichen müsse. Die Passagiere durften in Philadelphia die Maschine nicht verlassen, weil sie die Zollkontrolle noch nicht passiert hatten. Die

Klimaanlage wurde während des Auftankens abgeschaltet, und eine furchtbare Schwüle breitete sich aus. Einige Reisende wurden von einer panikartigen Stimmung erfaßt. Sie erzwangen eine Diskussion mit dem nicht sehr mitteilensamen Kapitän. Der berichtete, ein Bummelstreik in New York sei die Ursache für die verzögerte Landeerlaubnis gewesen. Coca und Eiswasser sollten uns über qualvolle Wartestunden hinweghelfen. Als wir gegen zwei Uhr morgens auf dem New Yorker Kennedy-Airport landeten, hatten wir, die Anreise von Berlin nach Brüssel eingerechnet, zwanzig Stunden für die erste Etappe benötigt.

Von jetzt an aber begann unser Terminplan zu funktionieren. Über Washington ging die Reise nach Chicago, ans Meer von Illinois. Nach einem Tagesaufenthalt bestiegen wir eine Düsenmaschine der North Western Airlines. Man lernt schnell, sich in seinen Vorstellungen von Zeit und Raum diesem Land anzupassen. Die Zeichen der Technik wurden spärlicher und spärlicher, je weiter der Düsenriese nach Westen kam. Aus 10000 Meter Höhe erhielten wir schließlich eine Impression vom »Land der himmelblauen Wasser«: Die vielen Seen Minnesotas wirkten wie Pfützen auf einem endlosen, sanften Rasen. Manchmal blinkten sie auf.

Letzte Zwischenlandung in St. Paul/Minneapolis: die Doppelstadt am Mississippi-River ist die Metropole des US-Staates mit der größten deutschstämmigen Bevölkerung, zugleich ist sie ein letzter kultureller Mittelpunkt hier im Westen. Aus Norddakotas Hauptstadt Bismarck fliegt man zum Wochenende die 600 Kilometer hierher, wenn man ins Theater gehen will.

Eine Stunde später, als die Maschine auf die 35000-Einwohner-Stadt Bismarck hinunterschwebt, sind wir, trotz der Strapazen der Reise, ganz gespannte Aufmerksamkeit.

Die Stadt hat nichts von der Wucht amerikanischer Metropolen des Ostens. Auf der Fahrt zum »Grand Pacific Hotel« – der Flughafen liegt fünf bis sechs Meilen südlich der Stadt – kommt uns Bismarck mit einer Kolonie Camping- und Trailerwagen fast lässig entgegen. Die Stadt streckt sich wohligh und weit über die östlichen Uferhügel des Missouri. Das enttäuschte zunächst. Die einzige Demonstration eines gewissen Hauptstadtbewußtseins ist das Capitol (der Sitz des Gouverneurs und seiner Verwaltung), das sich

als ein gekappter Wolkenkratzer über dem flachen Land erhebt.

Nahe der Eisenbahnstation ist seit den Pioniertagen der Stadtkern. Hier trifft man alle Elemente städtischen Lebens: Bahn, Post, Gericht, Handelskammer, Stadthalle, Volksbibliothek, Hospital, Banken, Läden. Im Zentrum der Stadt werden die in Ost-West-Richtung verlaufenden Straßen Avenues genannt, die in Nord-Süd-Richtung angelegten heißen Streets: 1st Street, 2nd Street und so fort. Das System verliert sich in den Randbezirken.

Die Stadt, die uns aufgenommen hatte, verdankt ihre Existenz dem großen Fluß. Er bildet hier eine natürliche Furt, die schon in vorgeschichtlicher Zeit den Indianern und den Büffeln als schmalste und am wenigsten gefährliche Passage über den Missouri bekannt war. Viele Abenteurer und Entdecker kamen auf ihren Reisen an den Platz, der heute Bismarck heißt: Lewis und Clark, Prinz Paul von Württemberg, Prinz Maximilian zu Wied, die Maler Catlin und Bodmer und zahlreiche namenlose Pioniere. Es dauerte bis zum Winter 1872/73, ehe die ersten Schafzüchter in Erwartung der Northern-Pacific-Eisenbahn hier siedelten. »The Crossing«, wie die Stelle bis zum Jahre 1873 einfach hieß, war Landeplatz für die Missouri-Dampfer und Eisenbahnstation. Bis im Jahre 1882 die Brücke über den Fluß errichtet wurde, überquerten die Züge den Missouri im Sommer auf Fähren und im Winter auf Schienen, die provisorisch über das Eis gelegt wurden. Die umliegenden Militärposten an der Grenze zur endlosen Wildnis bestimmten viele Jahre das Leben der Ortschaft.

Den entscheidenden Impuls für seinen Aufschwung empfing Bismarck, als die Verwaltung des Territoriums Dakota von Yankton hierher wechselte. In Anwesenheit von Ex-Präsident Grant und Henry Villard wurde 1883 der Grundstein für das Capitol-Gebäude gelegt. Die Stadt unternahm alle Anstrengungen, die vielen noblen Gäste zu beeindrucken. Eine junge Frau ging so weit, die Äste ihres Apfelbaums mit einem Schock gekaufter Früchte vom Gemüsehändler zu beleben: »Was sagen Sie zu diesem fruchtbaren Land?« fragte sie ihre Gäste. »Prachtvoll, prachtvoll«, erwiderte Grant, »ich bin überrascht, auf wunderbare Weise überrascht.«

Die aufstrebende Grenzstadt, deren Bevölkerung schon damals

zu einem Gutteil deutschstämmig war, hatte mit einem anderen Versuch, ihr Glück zu verbessern, leider Pech. Otto von Bismarck sollte den Stadtvätern mit einer Entwicklungshilfe beim Bau der Eisenbahnlinie unter die Arme greifen. Im Vorgriff auf den erwarteten Betrag hatten sie die Stadt nach ihm benannt. Doch der »Eiserne Kanzler« fand nur zu einem herzlichen Dankeschön, seine Taschen blieben zugeknöpft.

Bis zum Jahre 1950 wuchs die inzwischen zur Hauptstadt von Norddakota gewordene Siedlung auf 18 500 Menschen an, und in den zwanzig Jahren danach auf 35 000. Dies ist nicht nur Zeichen einer glücklichen Entwicklung, sondern auch eine Folge der Landflucht.

Bismarck: eine Zeitung, eine Radiostation, Mini-Zoo, Mehrzweckhalle, Heimatmuseen, Schwimmbad, Kinos, Parkanlagen – für die etwa 650 000 Einwohner Norddakotas ist dies der Inbegriff städtischen Lebens. Für uns ist Bismarck das geblieben, was es für die Pioniere einmal war: der Ausgangspunkt eines ungewissen Abenteuers, einer kleinen Expedition, die den Indianern galt, auf die der Staat seinen Namen zurückführt: Dakota! In Bismarck sind nur ein paar Spuren von ihnen zu entdecken: Sie unterhalten ein kleines Büro für Wirtschaftskontakte. Die meisten der roten Brüder lieben die Städte nicht. Sie bleiben draußen in der Prärie, wo die Wagenspuren der Militärexpeditionen gegen sie noch immer nicht ganz zugewachsen sind, wo Rinderherden und Pferde, die Feuerblume, der gelbe Senf, die Weizenfelder, die Hügel und die abenteuerlichen Badlands das Antlitz des Landes bestimmen. Die Einwohner Norddakotas, Nachkommen von deutschen, russischen, polnischen, tschechischen und isländischen Einwanderern, haben die Dakota noch nicht zu assimilieren vermocht. Die Weiträumigkeit des Landes hat diesen Prozeß gemildert. Die Indianerstämme haben ihre schmalen Inseln am Missouri behalten.

Bevor wir uns dem Schicksal seiner Ureinwohner zuwenden, wollen wir uns über das Land orientieren. Die 70 837 Quadratmeilen des Staates liegen im geographischen Zentrum Nordamerikas. In jeder Richtung muß man jeweils rund 15 000 Meilen reisen, um zum Atlantik, zum Pazifik, zum Golf von Mexiko oder zum arktischen Archipel von Nordamerika zu gelangen. Die Prärie be-

stimmt fast vollkommen den Charakter der Landschaft. Sie steigt aus den fruchtbaren Niederungen des Red River Tals an der Grenze zu Minnesota in drei breiten Stufen terrassenförmig jeweils um eine halbe Meile an und wird mit der letzten Terrasse, dem Coteau du Missouri, zur Hochprärie, die sich bis zu den Rocky Mountains dehnt. Die Hochprärie ist ein Teil der gewaltigen Great Plains die sich von den kanadischen Provinzen Manitoba und Alberta bis hinunter nach Texas zwischen dem 100. und dem 110. Breitengrad hinziehen. Es ist ein hügeliges, »rollendes« Land, über das das stumpfe, kurze Grama- und das Büffelgras einen rauhen graugrünen Teppich legen, der sich während der heißen, trockenen Hochsommermonate langsam gelblich färbt.

Auf dem Missouri-Plateau bildet die Altamont-Moräne unweit der Böschung einen Gürtel aus steinigen Hügeln, der auf den Dakot-Ausläufer des sogenannten Wisconsin-Gletschers in vorgeschichtlicher Zeit hinweist. Ein Teil der Wasserscheide, die den Weg der Flüsse des Kontinents nach Norden oder Süden bestimmt, wird durch diese Moräne gebildet.

Die ersten Siedler, die den Missouri herauf oder von Minnesota und Kanada her in Red River Tal kamen, waren überwältigt vom Reichtum der Natur. Die Prärien waren vom Frühjahr bis zum ersten Frost ein bunter Blumentepich, waren am Red River und in den Zentralprärien fette Weiden für ein wogendes Meer von Büffelleibern. Die Kultivierung des Landes, aber auch furchtbare Dürreperioden und harte Winter, haben dieses paradiesische Bild zerstört. Üppige Lebenszonen für die Tier- und Pflanzenwelt sind heute auf geschützte Parks und Reservate beschränkt. In den Wäldern der Turtle Mountains, einer hügeligen Hochebene, die sich im Norden des Staates an der Grenze zu Kanada über der Umgegend erhebt, ist das Wild noch recht zahlreich. Hirsch, Rotfuchs, Kaninchen, das rote Eichhörnchen und das Streifenhörnchen sind hier häufig. Gelegentlich trifft man sogar noch auf den heimlichen Luchs. Die Vogelwelt kennt hier bis zu 300 Arten. In den verlassenen Fuchslöchern haust die wunderliche Kaninchen-eule, an den Seen trifft man Enten, Gänse, Schwäne und Reiher. Zu den häufigsten Vögeln zählen der Dakota-Singsperling, der Schwarzschnabel-Kuckuck und der Blauhäher. In den schwer zu-

gänglichen Uferregionen des Missouri, die mit dichten Cottonwood-, Weiden- und Ulmenbeständen bewachsen sind, und in den bewaldeten Bereichen der Badlands haben Weißwedelhirsch und Maultierhirsch eine natürliche Zuflucht gefunden. An den Zuflüssen des Missouri, dem Canonball-, dem Heart- oder dem Grand River, baut noch der Biber vereinzelt seine Dämme.

Auf den westlichsten Prärien des Staates siedelt der Präriehund in kleinen Kolonien, und in der Dämmerung kann man hier die melancholischen Gesänge der Coyoten hören. Im südlicheren Klimabereich sind auch das Salbeihuhn und die amerikanische Elster verbreitet. Norddakota hat seinen Beinamen »Flickertail State« nach dem quicklebendigen, gelben Erdhörnchen erhalten, das so oft über die Wege huscht, wenn man über Land fährt.

Zwar ist das jagdbare Wild zurückgegangen, doch ist der Staat durch den Garrison- und den Oahe-Damm für Sportfischer aus allen Teilen des Kontinents zu einem unerwarteten Paradies geworden – unerwartet, weil die Trockenperioden früherer Jahre größere Fischvorkommen nicht zuließen. Die mächtigen Stauseen am Missouri aber haben ideale Lebensbedingungen für Barsche, Sonnen- und Katzenfische, für Hecht und Karpfen geschaffen. Der Hecht hat wieder so etwas wie ein Jagdabenteuer an den Fluß gebracht. Nicht nur, daß er zahlreich ist – stolz spricht man hier von den größten Hechtvorkommen der Welt – das »nahrhafte« Missouriwasser läßt auch gewaltige Räuber gedeihen, die mit dem Sportfischer um jeden Zentimeter Schnur ringen.

Endlose Flächen, die vom Gold des Frühjahrsweizen und dem Blau der Flachsblüte beherrscht sind, sind die wirtschaftliche Grundlage des Landes. Norddakota ist der führende Frühjahrsweizenstaat in den USA und wird in der Flachs- und Roggenproduktion nur von Minnesota übertroffen. 87 Prozent des Bodens dienen der Landwirtschaft, und die Bevölkerung des Staates lebt zur Hälfte auf den Farmen und Ranchen. Auch die andere Hälfte, die sich auf die Städte konzentriert, hängt zum größten Teil von der Landwirtschaft ab. So sind nahezu alle kleinen Industrieunternehmen mit der Weiterverarbeitung landwirtschaftlicher Produkte befaßt.

Das ist beinahe noch so wie in den alten Pioniertagen: Etwa 50

Meilen südlich von Fort Abraham Lincoln beginnt das Indianerland. Man verläßt das weit über die hügelige Uferlandschaft des Missouri sich dehrende Bismarck, fährt über die neue Brücke nach Mandan hinüber und fädelt den Wagen in den Highway Nummer 6 ein. Er führt nach Süden an den wiedererstandenen Erdhütten der Mandan und den Wachtürmen von Fort McKeen vorbei, die den Blick bis zur ersten Biegung des breit dahinfließenden Missouri freigeben. Beim Fort McKeen, das später Fort Abraham Lincoln hieß, nahmen die Ansiedler Abschied vom Schutz der Zivilisation. Damals war Zivilisation nichts weiter als eine Ansammlung rohgefügtter Armeequartiere, in Palisaden gepfercht, ein paar Kanonen, die nach den vier Richtungen in die Landschaft drohten, und über dem Paradeplatz ein Stück blauweißroten Tuches. Von diesem vorgeschobenen Posten aus zog im Sommer 1876 George Armstrong Custer an der Spitze seines 7. Kavallerie-Regiments ins Indianerland, um Sitting Bulls »Feindliche« zu suchen. Er traf sie und kam nicht mehr zurück.

Die Zeiten haben sich geändert. Unangefochten überqueren wir im Auto eines Stammesrats der Sioux den Cannonball-Fluß, der die nördliche Grenze des Indianerlandes zieht. Theodore Jamerson, ein bullenköpfiger Fünziger mit schwerem Oberkörper und kurzen Säbelbeinen, ist unser Gastgeber. Dieser Mann ist virtuos im Umgang mit der Rede des Weißen Mannes, vertraut auch mit der Praxis und den Erfordernissen des »American Way of Life«. Er ist kein Vollblutindianer, das sind ohnedies nur etwa zwanzig von hundert Indianern auf der Reservation. Man ist Sioux, indem man auf der Reservation als Sohn oder Tochter eines Stammesangehörigen geboren wird, gleich ob die Eltern voll- oder mischblütig sind. Im Herzen ist Jamerson durch und durch Angehöriger seines Volkes, dem er mit büffelgewaltiger Energie den Anschluß an die Zeit bringen will. Wir sind ein Teil seines »Programms«: Nur, wenn die vorbehaltlose Information über die Verhältnisse auf der Reservation weit über die Grenzen hinaus gelangt, kann seinem Stamm Beachtung und Hilfe zuteil werden.

Auf der gut asphaltierten Autostraße rollen wir Meile um Meile durch die Wellen des Prärielandes. Es ist Juli, nach dem alten Siouxs Kalender ist dies »Der-Monat-der-fett-macht«. Das Korn

reift in der Sommersonne, Pferde und Vieh stehen prallbäuchig im guten Gras. Gelegentlich tritt eines der sauberen, einfachen Ranchgebäude näher an die Straße heran. Immer, wenn wir den Wagen verlassen, um ein Bild zu schießen, begleitet uns Jamersons Warnung: »Watch for Snakes!« Die Furcht vor dem Schlangenbiß ist heute noch ein letzter Hinweis darauf, wie feindselig die Natur den ersten Ansiedlern im Dakota-Territorium begegnete. Natur – das heißt hier noch immer unerbittliche Sommerhitze, heißt Staubstürme, Dürre und grimmige Winterkälte. Es gibt Tage, an denen das hohle Lachen Wasiyas, des Winterriesen der alten Indianer, die Lüfte erfüllt und Wolken aus scharfen Eiskristallen über die baumlose Prärie peitschen. In den Pioniertagen gab es noch eine Macht, die schrecklicher war als der Terror der Naturgewalten: Sioux!

Die ersten Banden ihrer westlichsten und kraftvollsten Abteilung, der Teton-Dakota, kamen etwa um das Jahr 1775 über den Missouri. 50 Jahre später hatten sie die Hochprärie westlich des Flusses unter Kontrolle. Sie terrorisierten die Erdhüttendörfer der maispflanzenden Mandan, Hidatsa und Arikara – Völker, die bekannte Indianermaler, wie Catlin und Bodmer, durch die Krieger der Sioux und die Blatternepidemien von 1837 bereits dezimiert antrafen. Um diese Zeit wurde am Grand River, einem westlichen Nebenfluß des oberen Missouri, der Hunkpapa-Sioux Sitting Bull geboren. Sein Stamm, der noch 60 Jahre zuvor auf die eigenen Beine und gute Mokassins angewiesen war, hatte Bekanntschaft mit Tasunka, dem Pferd, gemacht und war über die Jahre des Handels und der Raubzüge bei den Nachbarvölkern zum Reitervolk der Sioux geworden. Als kühnstes und mächtigstes Reitervolk der Prärie begegneten die Sioux den ersten Ansiedlern. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts beherrschten sie mit etwa 10000 Kriegern eine gewaltige Büffelweide, die größer war als Deutschland, Frankreich, Spanien und England zusammen. Zwar lebten im Territorium der heutigen Staaten Nord- und Süddakota, Wyoming, Montana und dem nördlichen Nebraska noch andere Stämme als die geschwächten Arikara, Mandan, Hidatsa und Pawnee. Die Crow, Shoshone, Assiniboin, Blackfeet, Cheyenne und Arapahoe aber begannen sich langsam auf Kerngebiete zu-

rückzuziehen, suchten schließlich entweder den Schutz der Amerikaner oder schlossen sich den Sioux an.

Fünf Kriegergesellschaften waren damals Speer und Schild der Hunkpapa-Sioux – die Fuchssoldaten, die Dachse, die Mandan, die Crow-Owner und die Starkherzen. Die erfolgreichste Gruppe stellte auch die meisten und einflußreichsten Häuptlinge für den Krieg, die Jagd und die Zeit im Lager. Dieses Ordnungsprinzip war in den anderen sechs Stämmen der Teton-Sioux ähnlich. Abweichungen brachte, unter dem Druck der Einwanderer, nur eine besonders starke Häuptlingspersönlichkeit zuwege, die die Stammeskräfte auf sich konzentrierte. Solche Männer drängten dann nicht selten erberechtigte Häuptlingsdynastien zurück. Red Cloud (Rote Wolke) und Crazy Horse (Tolles Pferd) rangierten beispielsweise in Kriegszeiten vor den Häuptlingen Man-Afraid-Of-His-Horses (Fürchten seine Pferde) und Little Wound (Kleine Wunde). Spotted Tail (Gefleckter Schweif) spielte bei den Brulé eine ähnliche Rolle. Sitting Bulls Stamm wurde zur Zeit seiner Jugend von den Häuptlingen Loud Voiced Hawk (Lautstimmiger Falke), Red Horn (Rothorn) und Running Antelope regiert. Erst in späteren Jahren konnte Sitting Bull sich in das Triumvirat einreihen, und in den Augenblicken arger Bedrängnis hatte er besondere Rechte.

In der indianischen Gesellschaft herrschten die Häuptlinge nicht, sie dienten dem Volk und mußten es nach den Beschlüssen der Ratsversammlung führen. Handelten sie eigenmächtig, konnte die Polizeitruppe sie stoppen. Die Akicita waren harte und zuverlässige Ordnungshüter. Die Medizinmänner, Ärzte und Propheten zugleich, galten als eine besondere Macht im Stamm.

Die Jagd und die Unternehmungen gegen andere Stämme bestimmten den Rhythmus des Siouxs kalenders. Während der Sommermonate zogen die Sioux, oft in kleinen Jagdbanden, den Büffelherden nach. Die Jagd war durch das Pferd ertragreicher geworden als je zuvor, besonders in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, als sich noch Büffelherden in einer Breite bis zu 20 Kilometern über die Prärie schoben. Nach der Jagd kümmerten sich die Frauen um die blutigen Fleischmassen, häuteten und zerlegten sie und bepackten die Travois mit der schweren Beute. Das